Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 23 (1981)

Nachruf: Totentafel

Autor: Meili, Hermann / Jost, Christian / Landolt, Robert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

Bartholome Schocher, Meister der Naturphotographie

Ganz unerwartet verschied anfangs Oktober 1979 Photograph B. Schocher aus Pontresina bei einem Ferienaufenthalt in Überlingen am Bodensee kurz vor Vollendung seines 78. Lebensjahres. Mit ihm ist einer der Grossen auf dem Gebiet der Natur- und Landschaftsphotographie dahingegangen.

B. Schocher absolvierte zuerst eine kaufmännische Lehre in Zürich. Er kam später fast zufällig zur Photographie, die dann sein Lebensberuf werden sollte. Er eröffnete in den zwanziger Jahren ein Photogeschäft in Pontresina. Von seinem Vater, der nebst seinem Bergführerberuf ein eifriger Gemsjäger war, erbte B. Schocher Büchse und Fernglas. Er liess die Büchse im Winkel und benützte um so eifriger als Bildjäger das Fernrohr, zu dem er noch die Kamera gesellte. So ausgerüstet folgte er vor allem in seinem geliebten Val Roseg den Fährten, dem weder Steilwände noch Abgründe scheuenden Bergwild, und herrliche «Trophäen» brachte er nach Hause an einmaligen Natur- und Bergwildaufnahmen und unvergesslichen Eindrücken. Aus den Erinnerungen schrieb Schocher dann den Text zu seinen berühmten Büchern «Herrliche Alpentiere» und «Murmeli», dazu erschienen in der «Tornister-Bibliothek» 1940 als Separatdruck noch seine «Adlergeschichten». Insbesondere seine Adlerbilder, aufgenommen z. T. unter Lebensgefahr, am Horst selber, gehörten seinerzeit zu den besten, die jemals in den Schweizer Alpen aufgenommen worden waren. Seit Fr. v. Tschudis klassischem Werk «Das Tierleben der Alpen» hat mancher versucht, die freilebenden Alpentiere zu schildern. Kaum einer hat es zu grösserer Meisterschaft gebracht als B. Schocher in seinen Schilderungen in Wort und Bild. Jeder Satz wurde zu einem Bekenntnis seiner tiefen Liebe zu den Tieren der Bergwelt und zeugt von seinem innigen Verständnis für ihr oft hartes Dasein in ihrem hehren Lebensraum. Was Schocher mit seiner Kamera und seinem warmen Herzen aus den Bergen seiner engeren und weiteren Heimat für uns herunterholte, wird in hundert Jahren noch so frisch und schön und so ergreifend sein wie in unserer Zeit.

Besonders gern hielt der Bildjäger Schocher immer wieder Einkehr in seinem heimatlichen Val Roseg: «Wie lieb' ich dich, du bist für mich das Tal der Täler, der Inbegriff alles Schönen. Wie ein silbernes Band schlängelt sich dein Bach vom Gletscherrand zum Dorf Pontresina hinunter, das dir zu Füssen liegt, in treuer Ergebenheit, denn ohne dich wäre es nicht, was es ist. Unzertrennlich gehören Tal, Dorf und Berg zusammen, keines kann sein ohne das andere, ohne dass ein Verhältnis gestört wird, das Jahrhunderte überdauert. Val Roseg – soll ich dich das Tal der Gemsen, der Murmeli, der harzduftenden Arven oder der schneeweissen, feuerglühenden und goldschimmernden Bergblumen nennen? Du bist mein Schatz, jeden Tag habe ich einen neuen Kosenamen für dich, denn jeden Tag zeigst du dich mir in neuer Schönheit», schrieb er in einem seiner Bücher.

Vor gut 50 Jahren, anlässlich der ersten Olympischen Winterspiele in St. Moritz 1928, tauchten die ersten 16-mm-Schmalfilm-Apparate im Engadin auf. Es waren noch recht primitive viereckige Kistchen in den Händen meist ausländischer Touristen, die mit dieser neuen Errungenschaft der damaligen photographischen Technik ihre Erinnerungen an die Wettspiele festhielten. Die Engadiner Berufsphotographen, unter ihnen hauptsächlich die Altmeister Feuerstein, Pedrett und Schocher, wollten sich dann offenbar diese neueste Errungenschaft auf dem weitläufigen Gebiet der Photographie, nämlich der Kinematographie, nicht entgehen lassen, eröffnete sie doch die Möglichkeit, vom starren Bild wegzukommen und die Lichtbildervorträge durch Vorführung von 16-mm-Schmalfilmen zu ergänzen. B. Schocher spezialisierte sich als erster auf diesem Gebiete. Er erzählte mir, ein Jahr vor seinem unerwarteten Ableben, hierüber folgendes: «Mein erstes Opfer war die damals noch in den Kinderschuhen steckende Skischule in Pontresina, dann folgten Darstellungen der alten Volksbräuche und Szenen aus dem Leben der Alptiere, dem Bergsteigen und Skisport im allgemeinen. Die Weltfirma Kodak hatte damals den Schwarz-Weiss-Umkehrfilm auf den Markt gebracht, der gegenüber dem Negativ-positiv-Verfahren eine ganz wesentliche Kostenersparnis brachte und den 16-mm-Film eigentlich erst für den Amateur erschwinglich machte. Die Auswertungsmöglichkeiten für den Berufsphotographen waren aber noch recht bescheiden, beschränkten sie sich doch auf die Herstellung von kleinen Filmstreifen für die Vorführung im engern Familienkreis. Wohl waren schon im Jahre 1934 die ersten Farbfilme im 16-mm-Format erhältlich, aber sie waren nicht lichtecht, und damit aufgenommene Farbfilme verblassten oder verfärbten sich innert kurzer Zeit. Erst im Sommer 1938, also kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, erhielt ich vom Erfinder des Kodachrom-Films, einem Deutschamerikaner, der damals seine Ferien in Pontresina verbrachte, die ersten lichtechten Farbfilme 16 mm, die heute noch – nach gut 40 Jahren –

nichts an Farbqualität eingebüsst haben. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhinderte aber die Auswertung der neuen Möglichkeiten mit dem in der wünschenswerten Qualität nicht mehr erhältlichen Material. So musste während vieler Jahre auf Farbfilmmaterial europäischer Provenienz ausgewichen werden, das in der Qualität aber immer noch zu befriedigen vermochte. Erst das nach dem Krieg aufkommende Magnettonverfahren eröffnete dem einseitig perforierten 16-mm-Schmalfilm die heute noch nicht zu befriedigen vermochte. Erst das nach dem Krieg aufkommende Magnettonverfahren eröffnete dem einseitig perforierten 16-mm-Schmalfilm die heute noch bestehenden grossen Möglichkeiten für die Wiedergabe auf der Leinwand und als hervorragendes Arbeitsmaterial für das heutige Fernsehen. Mit welchen Schwierigkeiten die Tonaufnahmen vor dem Zweiten Weltkrieg noch zu kämpfen hatten, mag daraus hervorgehen, dass ich für den Volksleben-Film ‚Terra Grischuna' beispielsweise eine 72 kg schwere Platten-Schneidemaschine zur Herstellung selbstgeschnittener Wachsplatten mitschleppte, und dass wir während des Krieges unsere Filme über den Einsatz unserer Hochgebirgstruppen auf Schallplatten von der Grösse eines Lastwagenpneus vertonten, wobei es dem Geschick des jeweiligen Vorführoperateurs überlassen blieb, eine möglichst weitgehende Synchronisierung mit dem Bild zu erreichen! Heute hat sich der damalige Amateurfilm im 16-mm-Format zum eigentlichen professionellen Arbeitsgerät in Farbe und Ton von grosser Qualität durchgemausert.»

Alljährlich begab sich nun Schocher mit seinen herrlichen Farbfilmen auf Vortragstourneen im In- und Ausland. Er kommentierte seine Filme selber und erntete dabei reichen Beifall. Diese persönlichen Referate waren sehr geschätzt, weil sie den Hauch der Unmittelbarkeit hatten und sich je nach Art der Zuhörer variieren liessen. Zum schönsten und unvergesslichen Erlebnis wurde ihm eine Einladung nach Winterthur, wo ein bekannter Schweizer Industriekapitän sich zu seinem 80. Geburtstag die Vorführung eines Schocher-Filmes wünschte. «Dass nur sieben Personen anwesend waren, störte mich gar nicht», erzählte er mir. «Unvergesslich bleibt mir auch der Sommer in schwerer Kriegszeit, als ich mit einem Farbfilm «Das Tal der freien Walser», das Rheinwald, darstellen durfte, der zur Aufgabe hatte, dieses bedrängte Tal vor dem Ertränktwerden zu bewahren. Der Schmalfilm war auch unserer Armee während der Grenzbesetzung von grossem Nutzen, spielte er doch in der Beziehung zwischen der Heimat und der Truppe eine nicht zu unterschätzende Rolle. Mangels Benzin fuhren wir mit den nur von 2 PS bewegten Fourgons von Kantonnement zu Kantonnement und versuchten nach Möglichkeit die Stimmung in der Truppe zu pflegen und umgekehrt mit Filmen aus dem Hochgebirgsdienst die Daheimgebliebenen zu unterrichten und zu informieren.» Als man einmal Schocher nach einer Vorstellung fragte, wie oft er denn schon zu seinen Filmen referiert habe, meinte er mit seinem unverkennbaren Engadiner Humor: «Von zehntausend an habe ich nicht mehr gezählt.»

Erwähnen wir hier die wichtigsten von B. Schocher produzierten Filme:

1928–1937 Verschiedene Kurzfilme über Ski- und Bergschulen, das Volksleben, die Alpentiere usw. in schwarzweiss.

1938 «Wundernäsleins Blumenfahrt», der erste Farbfilm mit lichtechtem Material, der zusammen mit einem Alpentierfilm während der ganzen «Landi 1939» auf dem Höhenweg gezeigt wurde.

1939–1940 «Terra Grischuna», Farbfilm über das Volksleben Graubündens, der zusammen mit Trachtenchören aus dem Puschlav und Engadin in allen grösseren Städten gezeigt wurde.

1939–1945 Während der Kriegsjahre wurden mehrere Farbfilme über Ausbildung und Einsatz unserer Hochgebirgstruppen hergestellt.

1946–1948 «Terra Helvetica», eine Fahrt vom Rütli bis nach Genf aus Anlass der «100 Jahre Schweizer Verfassung 1848–1948».

1949 «Zugvögel in Süd-Europa», ein Farbfilm aus der Camargue.

1949–1950 «Zehnmal Europa», eine Reise durch zehn Länder Europas, der die enormen Zerstörungen durch den Weltkrieg zeigt.

1952 «Sehnsucht nach Afrika», eine abenteuerliche Fahrt durch Kabylien und seine Berber-Nomaden zu den Oasen-Bewohnern der Sahara.

1953 «Bei den Tuareg des Hoggars». Auf der Suche nach dem Grand Amenokal des Tuaregs, dem König der Schleiermänner.

1954 «Tierparadies Afrika». Die Tierparadiese des Congos, Ugandas, Tanganikas und am Nil.

1955 «Ferner Osten», von Bali nach Hiroshima.

1960 «Bergwelt – Wunderwelt», Berge, Menschen, Alpentiere und Alpenpflanzen in der «Terra Grischuna».

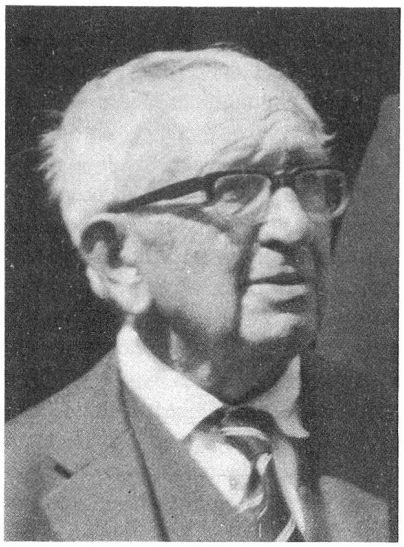
*

B. Schocher verbrachte während fast zwei Jahrzehnten seinen Ruhestand in Bad Ragaz, wo ich als Nachbar in der Fluppe, einem klimatisch begünstigten Winkel, nähere Bekanntschaft mit ihm machen durfte. Oft plauderten wir miteinander, denn als passionierte Natur- und Bergfreunde hatten wir gemeinsame Ideale, und zudem hatte ich als seinerzeitiger Redaktor der «Engadiner Post» in St. Moritz und als Mitglied der Sektion Bernina SAC und des Skiclubs Alpina St. Moritz vielerlei Erinnerungen an die Engadiner Bergwelt, die gerade Schocher so sehr geliebt hat. Öfters erzählte mir B. Schocher auch von den bergsteigerischen Taten seines Vaters, dem bekannten Pontresiner Bergführer, hatte dieser doch mehrere Erstbesteigungen durchgeführt und mit seinen «Herren» 234mal den Piz Bernina bestiegen, davon 26mal im Winter. Leider verstarb Vater Schocher (1850–1916) an den Folgen eines Jagdunfalles und hinterliess eine zahlreiche Familie, wobei der Jüngste, nämlich Bartholome, erst 15 Jahre alt war.

Und nun ruht auch der Altmeister der Naturphotographie auf dem Friedhof Sta. Maria ob Pontresina, dessen Einwohner ihn einst zum Ehrenbürger erwählt haben, zu Füssen der majestätischen Berge, die er so sehr geliebt hat.

Hermann Meili

Landammann Dr. Kaspar Laely



Im hohen Alter von 93 Jahren ist am 30. August 1979 in seiner Heimatgemeinde Davos alt Landammann Dr. iur. Kaspar Laely-Accola verstorben. Mit seinem Heimgang ist die Landschaft Davos um eine ihrer markantesten Persönlichkeiten ärmer geworden; um einen urwüchsigen Davoser, der den Aufstieg unserer engeren Heimat vom Bergbauernhof zum weltweit bekannten Fremdenort weitgehend miterlebt und im Wechsel der Zeiten an dieser Entwicklung teilgenommen und tatkräftig mitgearbeitet hat.

Kaspar Laely erblickte am 24. Januar 1887 auf dem Hitzenboden in Glaris als Sohn des nachmaligen Landammannes und Ständerates Andreas Laely und seiner Mutter Margreth geb. Conrad das Licht der Welt. Nach dem Besuch der örtlichen Schulen erlangte er an der technischen Abteilung der Kantonsschule Chur das Reifezeugnis, das ihm den Weg zu seinem Studium an der Universität Zürich öffnete. Im Jahr 1911 promovierte er daselbst zum Doktor des öffentlichen Rechts. Nach seinem Studienaufenthalt im Tiefland kehrte der junge Akademiker in seine Heimatgemeinde zurück, und bereits im Jahr 1912 wurde ihm die Redaktion der «Davoser Zeitung» anvertraut; eine schöne, vielseitige und verantwortungsvolle Aufgabe, der er sich bis im Jahr 1936 mit Auszeichnung widmete. Rasch erkannten seine Mitbürger die guten charakterlichen Eigenschaften und die reichen Geistesgaben des jungen Juristen, und deshalb wurde er denn auch zur Erfüllung vielfältiger öffentlicher Aufgaben berufen. Von 1914–1932 amtete er als Präsident der Evangelischen Kirchgemeinde Davos-Platz. In den Jahren 1919–1936 war er Mitglied des Kreisgerichtes Davos, vorerst als Richter und in den Jahren 1923–1936 auch als Kreis-Statthalter. Von 1925–1931 vertrat er den Kreis Davos als Suppleant und von 1932–1957 als ordentliches Mitglied im Grossen Rat. In Anerkennung seiner ausgezeichneten parlamentarischen Arbeit wurde ihm im Jahr 1947 das Amt des bündnerischen Standespräsidenten anvertraut. Als Nachfolger des zum Direktor der Rhätischen Bahn berufenen Dr. Erhard Branger sel. wurde der Heimgegangene im Jahr 1936 zum Landammann der Landschaft Davos gewählt. Während 21 Jahren, die durch die sorgen- und gefahrvollen Krisen- und Kriegsjahre gekennzeichnet waren, hat er die ganze Kraft seiner Persönlichkeit in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Von 1936–1956 amtete er auch als Präsident des Kurvereins Davos. Der Grosse Rat delegierte ihn von 1949–1958 in den Bankrat der Graubündner Kantonalbank. Mit besonderer Freude durfte er im Jahr 1946 sein Amt als erster Präsident des Stiftungsrates der Schweizerischen Alpinen Mittelschule Davos übernehmen, das er bis 1959 innehatte.

Wir verzichten darauf, weitere Ämter und die vielen bedeutsamen behördlichen Kommissionen anzuführen, in denen der Verstorbene während seines bewegten Lebens im Dienste der Öffentlichkeit tätig war, und auch die ungezählten Stunden des privaten Lebens, die er in pflichtbewusster Selbstverständlichkeit diesem Dienste geopfert hat, seien hier nur kurz erwähnt, aber nicht weniger gewürdigt. In den sorgenvollen Jahren der wirtschaftlichen Depression wurde er an die Spitze unserer Gemeinde berufen; in einer Zeit, in der nicht allein die schwerwiegenden Probleme der Arbeitslosigkeit und der Arbeitsbeschaffung hart auf unseren Behörden lasteten, sondern in der auch der Zweite Weltkrieg bereits seine düsteren Schatten vorausgeworfen hat. Die langen Jahre dieses gigantischen Völkerringens brachten Landammann Laely nicht nur die grossen Sorgen der mehrfachen Mobilmachung der Armee, der Truppeneinquartierung und der Kriegswirtschaft. Die in unserem Kurort deutlich zutage getretenen Versuche politischer und wirtschaftlicher Einflussnahme fremder Ideologien und Machthaber auf unsere engere und weitere Heimat stellten die kommunalen Behörden vor schwerwiegende und delikate Aufgaben, die in ihren Ausmassen und in ihrer Bedeutung weit über die Landschafts- und Kantonsgrenzen hinausgegangen sind. Mutig und mit der unbeeinflussbaren Zielsetzung der Erhaltung unseres unabhängigen und bewährten Rechtsstaates hat Landammann Laely diese Probleme zu meistern vermocht. Viele Aktenbände des Landschaftsarchivs dokumentieren das grosse Ausmass auch an menschlicher Not, Bedrängnis und Verzweiflung jener Jahre. Sie bezeugen aber auch eindrücklich das Verständnis und die stete Hilfsbereitschaft des Heimgegangenen gegenüber den einzelnen Ratsuchenden.

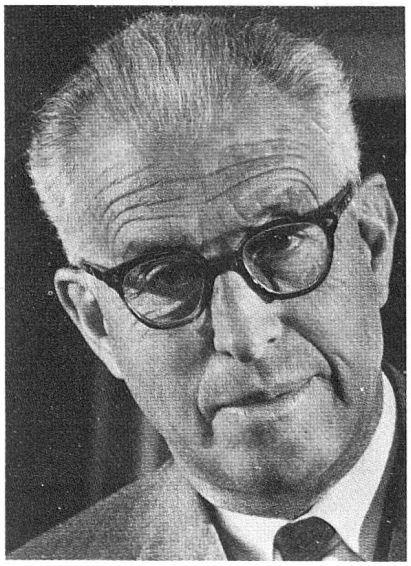
Die Nachkriegsjahre brachten der Landschaft Davos erneut wirtschaftliche Sorgen. Der allgemeine Rückgang der Tuberkulose und vor allem neue Behandlungsmethoden führten zu einem fast sprunghaft ansteigenden Frequenzrückgang in unserem Kurort. Viele gute Verdienstquellen versiegten und sie konnten kurzfristig nicht durch andere Erwerbsmöglichkeiten ersetzt werden. Der durch die langen Krisen- und Kriegsjahre verursachte Nachholbedarf in der lokalen Infrastruktur konnte infolge der beschränkten finanziellen Mittel nur schrittweise abgetragen werden. Die nachfolgende, vielfach unerwartete, gute wirtschaftliche Entwicklung im In- und Ausland hat dann glücklicherweise dazu beigetragen, den ungebundenen Fremdenverkehr zu stimulieren, und dadurch konnte auch die drohende Kluft im örtlichen Wirtschaftsgefüge überbrückt werden.

Wohl nirgends liegen Anerkennung und Lob, Kritik und Verdammung so nahe beieinander, als in der aktiven Politik. Wie so viele vor und nach ihm, musste sich auch Landammann Laely verschiedentlich mit dieser Tatsache abfinden, und er hat auch diese Schatten-

seiten seiner zahlreichen Ämter stets würdig und mannhaft zu tragen gewusst. Den Mut und die Kraft für seine so vielgestaltige Tätigkeit in der Gemeinschaft hat der Heimgegangene in der Geborgenheit seiner lieben Familie und als begeisterter Sänger im geselligen Freundeskreis des Männerchors Davos gefunden. Wer Landammann Laely näher gekannt hat, weiss, dass bei ihm nie Ämter und Würden im Vordergrund gestanden haben, sondern sein unermüdliches Bestreben, seiner Heimat und Gemeinschaft bestmöglich zu dienen. Berufliche Qualitäten, politisches Profil und kulturelle Schaffenskraft haben ihn von der Durchschnittlichkeit deutlich abgehoben. Seinem entscheidenden Einsatz und seinem hohen Pflichtbewusstsein stellte er stets auch sein persönliches Verständnis für die Sorgen und Nöte des Einzelnen gegenüber. Im Bewusstsein, dass Tradition Halt bedeutet und gibt, ist er mit seinem heimatlichen Boden und mit der walserischen Gemeinschaft und Eigenart zeitlebens tief verbunden geblieben. Die Landschaft Davos schuldet Landammann Kaspar Laely über seinen Heimgang hinaus grossen Dank.

Christian Jost

Prof. Dr. med. Guido Fanconi



Am 10. Oktober 1979 ist Prof. Guido Fanconi nach längerem Leiden gestorben. Im Februar dieses Jahres konnte er noch den Kulturpreis Graubündens in Chur in Empfang nehmen und dankte für diese Auszeichnung mit einer sehr eindrücklichen Ansprache, in welcher er seine Einstellung zu den Problemen des Lebens darlegte. In seinem faszinierend dargestellten Weltbild standen die Achtung vor der Menschenwürde und die Toleranz dem Andersdenkenden gegenüber im Zentrum der Betrachtungen. Diese würdige Feier war eine Art Abschluss des Lebenswerkes von Prof. Fanconi und seine Rede ist nun auch sein geistiges Vermächtnis geworden. Prof. Fanconi hat unzählige Ehrungen in aller Welt erhalten, keine aber hat ihn so gefreut, wie die Verleihung des Kulturpreises seines Heimatkantons.

Guido Fanconi wurde am 1. Januar 1892 in Poschiavo geboren. Er erlebte eine harte und entbehrungsreiche, aber doch schöne Jugendzeit, verlor mit 11 Jahren schon seine Mutter und blieb als jüngstes von 6 Geschwistern, nachdem diese weggezogen waren, allein mit seinem Vater, zurück. Mit 13 Jahren erfolgte der Eintritt in die evangelische Lehranstalt Schiers. Mit eisernem Fleiss holte er das Latein zweier Jahre nach und schloss mit der Matura ab. Es folgte dann das Medizinstudium, wobei ihn vor allem die Professoren Sahli in Bern und Feer in Zürich sehr beeindruckten. Das Studium war für Guido Fanconi nicht eine sorglose Studentenzeit, denn die schwierigen finanziellen Verhältnisse zwangen ihn zu äusserster Sparsamkeit und Einschränkungen. 1920 trat er dann als Assistent ins Kinderspital Zürich ein. Bald folgte die Beförderung zum Oberarzt und bereits schon 1929, erst 37jährig, wurde er als Nachfolger von Prof. Feer zum Direktor des Kinderspitals und zum Professor für Pädiatrie an der Universität Zürich gewählt. Es folgten nun viele Jahre eines intensiven und fruchtbaren Wirkens am Kinderspital bis zu seinem altersbedingten Rücktritt 1962. In diese Zeit fallen eine fast unübersehbare Zahl von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich mit praktisch allen Gebieten der Kinderheilkunde befassten. Eine Reihe von Krankheiten wurden erstmals beschrieben und tragen heute seinen Namen.

Bahnbrechend waren seine Arbeiten über die Zöliakie (eine chronische Darmerkrankung), über Gerinnungsstörungen beim Neugeborenen, chronische Affektionen der Nieren und Infektionskrankheiten. Auf Grund theoretischer Überlegungen stellte Guido Fanconi die Hypothese auf, dass es sich beim Downsyndrom (dem sogenannten Mongolismus) um eine Chromosomenstörung handeln müsse, eine geniale Annahme, die später von anderen Forschern auch bewiesen wurde. Es gibt fast kein Gebiet der Kinderheilkunde, wo Prof. Fanconi nicht mit fundierten Untersuchungen wesentlich zum Fortschritt beigetragen hätte.

Guido Fanconi war aber nicht nur ein hervorragender Wissenschaftler und Forscher, sondern ein begnadeter und mitreissender Lehrer. Unzähligen Medizinstudenten hat er mit grossem didaktischem Geschick, die für ihre spätere ärztliche Tätigkeit so notwendigen Kenntnisse über das gesunde und kranke Kind vermittelt. Am nachhaltigsten war aber die Wirkung seiner Persönlichkeit auf seine Assistenten und Mitarbeiter im Kinderspital. Er war der von allen verehrte, wenn auch strenge, so doch gütige Chef und Meister. So hat sich eine richtige Schule Fanconi gebildet und manche seiner ehemaligen Assistenten und Oberärzte sind heute Professoren oder Leiter von Kinderkliniken geworden.

Als Spitaldirektor hat Prof. Fanconi das Kinderspital Zürich im Laufe der Jahre zu einem der modernsten Kinderkrankenhäuser Europas entwickelt und dabei früh erkannt, dass auch auf dem Gebiet der Pädiatrie eine gewisse Spezialisierung notwendig ist. Dabei verlor er aber nie die Übersicht über das Ganze und es ist erstaunlich zu sehen, wie Prof. Fanconi auch die neu sich entwickelnden Spezialgebiete souverän beherrschte und sie selber tatkräftig förderte. Diese grosse Leistung war nur möglich durch eine fast unerschöpfliche Arbeitskraft bei strengster Arbeitsdisziplin (man sah den Chef jeden Abend bis nachts elf Uhr im Spital arbeiten) sowie die tiefe Liebe zum

kranken Kind und dem starken Willen zu helfen und zu heilen. Auch die Problematik der körperlich und geistig behinderten Kinder beschäftigte ihn sehr, weshalb er in Affoltern am Albis als Aussenstation des Kinderspitals ein Rehabilitationszentrum errichtete.

Die Tätigkeit Prof. Fanconis beschränkte sich aber nicht nur auf das Kinderspital Zürich. Schon früh pflegte er enge Kontakte mit Kinderkliniken aus aller Welt. Unvergessen von allen Teilnehmern sind die Fortbildungskurse, die er kurz nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges für die Pädiater aus den kriegsversehrten Ländern durchführte, um ihnen den Anschluss an die moderne Pädiatrie wieder zu ermöglichen. Auf vielen Vorträgen, Kongressen und Fortbildungsveranstaltungen, nicht nur in den grösseren pädiatrischen Zentren, sondern auch in den Entwicklungsländern, hat Prof. Fanconi massgebend zur Verbesserung der Situation des Kindes in allen Ländern beigetragen. Während mehrerer Jahre präsidierte er die Internationale Pädiatergesellschaft und diente diesem Gremium viele Jahre als Sekretär. Bis ins hohe Alter führte Prof. Fanconi diese Vortragstätigkeit in aller Welt weiter und ist so zum eigentlichen Weltbürger geworden, der sich mit allen Andersdenkenden verstand und dank seiner grossen Erfahrung und seines grossen Wissens in der ganzen Welt um Rat gefragt wurde.

Prof. Fanconi war nicht nur ein hervorragender Forscher, Lehrer und Weltbürger, sondern eine einmalige und grosse Arztpersönlichkeit. Seine ärztliche Betrachtungsweise war eine Ganzheitsmedizin, wohlwissend, dass Körper und Geist zusammengehören. So setzte er sich auch menschlich im Einzelfall ein mit Ratschlägen an die Eltern und war für viele auch später ein väterlicher Berater.

Dieses grosse Lebenswerk wäre nicht möglich gewesen, wenn Guido Fanconi nicht in seiner Familie, im glücklichen Zusammensein, Ruhe und frische Kräfte hätte schöpfen können. Seine Gattin hat es verstanden, ihm die Alltagssorgen abzunehmen und immer für ihn da zu sein. Gross war seine Freude, dass sein einziger Sohn ebenfalls Kinderarzt geworden ist und heute die Kinderklinik im Kantonsspital Winterthur leitet.

Tief verwurzelt war Prof. Fanconi mit seinem Heimattal Puschlav. Wann immer er nur konnte zog er sich in sein schönes Haus nach Poschiavo oder auf sein Gut La Dotta zurück. Hier schöpfte er wieder Kräfte, fühlte sich mit Land und Leuten und der vertrauten Natur verbunden, und hier in der heimatlichen Erde hat er nun seine ewige Ruhe gefunden.

Ein grosser Arzt und Mitbürger hat uns verlassen. In Dankbarkeit denken alle seine Patienten, Schüler, Freunde und Kollegen an sein segensreiches Wirken zurück. Sein Gedankengut und seine Ideale werden aber weiterhin wirken und sind allen, die mit kranken Kindern zu tun haben, Ansporn und Verpflichtung.

Robert Landolt

Alt Regierungsrat Gion Bistgaun Capaul

In der von der Ligia Romontscha im Jahre 1963 herausgegebenen Sammlung von Lebensweisheiten von Prof. Dr. Ramun Vieli sel. unter dem Titel «Regurdientschas – Experienzas», «Erinnerungen – Erfahrungen», findet sich unter dem Datum vom 18. Oktober 1951 die Feststellung «Viver autro ei bi, mo pli bi ei murir nua ch'ins ei naschius», «In der Fremde leben ist schön, jedoch noch schöner ist dort zu sterben, wo man geboren ist».

An diese Aussage wurde der Verfasser dieser Zeilen erinnert, als er die Nachricht vom Absterben von alt Regierungsrat Gion Bistgaun Capaul erhielt. Im Alter von beinahe 90 Jahren ist dieser am 11. Mai 1980 in seinem Heimatort Lumbrein zu seinem Schöpfer heimgegangen. In diesem Dorf hat er am 29. März 1891 seine irdische Pilgerreise angetreten und erlebte dort eine sonnige Jugendzeit. Und diesem Bergdorf hat er sein ganzes langes Leben die Treue bewahrt, obwohl seine vielfältige Tätigkeit im politischen und wirtschaftlichen Geschehen unseres Kantons oft auswärtigen Aufenthalt erforderte.

Nach Besuch der Primarschule begab sich der begabte Jüngling zunächst an die Klosterschule Disentis und anschliessend an das Kollegium St. Michel in Freiburg, wo er mit bestem Erfolg die Handelsabteilung besuchte und damit eine solide Grundlage für sein künftiges Leben erhielt. Bei seinem Aufenthalt an der Klosterschule Disentis machte er Bekanntschaft mit P. Leo Kunz, der ihn in die Geheimnisse der Kirchenmusik einführte und die Begeisterung für das Orgelspielen in ihm weckte, eine Begeisterung, die fürwahr kein kurzes Strohfeuer bedeutete, sondern in dem gelehrigen Schüler durch sein ganzes Leben wachblieb. So hat Gion Bistgaun Capaul beinahe 65 Jahre hindurch in der Pfarrkirche die feierlichen Gottesdienste mit der Orgel begleitet. Kein Wunder, dass er letztwillig verfügte, der Männerchor Lumbrein, der gleichzeitig ebenfalls Kirchenchor ist, möge ihm zum Abschied ein lateinisches Totenamt singen, ein Wunsch, der, zur Erbauung aller, die ihn am 13. Mai 1980 zur letzten Ruhe begleiteten, erfüllt wurde.

Nach Abschluss der Mittelschule entschloss sich der junge Gion Bistgaun für das Jusstudium, dem er zuerst an der Universität von Freiburg i. Ue. und anschliessend an der Zürcher Hochschule oblag. Doch, bevor er es abschliessen konnte, wurde er von der Landsgemeinde des Kreises Lugnez als Kreispräsident und Grossrat gewählt und begann damit

seine erfolgreiche politische Laufbahn. Die Würde des Kreispräsidenten, romanisch «Mistral», die er 1917 erhielt, wusste er mit Tatkraft und Umsicht zu tragen, so dass er in seinem Heimatort Lumbrein bis zu seinen letzten Tagen den Titel «Mistral» trug, dies auch während der Angehörigkeit zum Kleinen Rat und nach seinem Ausscheiden aus der Kantonsregierung.

Im Grossen Rat, dem er insgesamt 35 Jahre angehörte, erwarb sich Gion Bistgaun Capaul durch seine klaren Voten und gründliche Arbeit in den Kommissionen und im Plenum rasch Achtung und Gehör. Im Jahr 1927 wurde er zum Standespräsidenten gewählt und leitete souverän die Sitzungen unserer obersten politischen Behörde. Es ist daher kein Zufall, dass seine Kandidatur in den Vordergrund rückte, als die damalige katholisch-konservative Partei von Graubünden infolge des plötzlichen Hinschiedes von Stände- und Regierungsrat Giusep Huonder vor der schwierigen Aufgabe stand, für die restliche Dauer von rund 3/4 Jahren der Amtsperiode einen Nachfolger dem Bündnervolk vorzuschlagen. Der Lugnezer wurde zum Kandidaten ernannt und im Frühjahr 1935 mit einem sehr schönen Ergebnis zum Regierungsrat gewählt. Rund einen Monat darauf hatte er sich der Wiederwahl für eine neue dreijährige Amtsperiode zu unterziehen.

Während der kaum sieben Jahre dauernden Amtszeit im Kleinen Rat leitete Regierungsrat Capaul das Bau- und Forstdepartement als Nachfolger von Regierungsrat Giusep Huonder. In dieser Eigenschaft förderte er mit grossem Einsatz den Strassenbau in Graubünden, also in jenem Kanton, der allem Widerstand zum Trotz doch dem Auto sich öffnen musste und auf diesem Gebiet einen gewaltigen Nachholbedarf aufwies. Es gelang ihm, die Julierroute in Fortsetzung der Anstrengungen seines Vorgängers zu einer für die damaligen Verhältnisse sehr modernen Durchgangsverbindung auszubauen. Auch die übrigen Hauptstrassen hatten in ihm einen eifrigen Förderer, ebenso die Nebenstrassen. Doch wie alle, die vor und nach ihm den Ausbau und Unterhalt unseres weitverzweigten gebirgigen Strassennetzes zu betreuen hatten, musste er erleben, dass die vorhandenen finanziellen Mittel keineswegs der Grösse und Schwierigkeit der gestellten Aufgabe entsprachen. Wohl hatte sich der Bund entschlossen, den Kantonen, vorab den Gebirgskantonen, finanziell beizustehen. Mit dem Bundesbeschluss von 1935 wurde diese Unterstützung noch erhöht gegenüber jener «ersten Hilfe» des Jahres 1928. So beauftragte der Grosse Rat am 28. November 1935 den Kleinen Rat mit der Durchführung eines 3. Strassenbauprogrammes, womit der gesamte Strassenausbau, nicht zuletzt auch unter dem Gesichtswinkel der Arbeitsbeschaffung, beschleunigt werden sollte. Allerdings erfolgte dieser Beschluss unter dem Vorbehalt der Beschaffung der hierzu erforderlichen finanziellen Mittel. Die Erfüllung dieser Bedingung war der Ausgangspunkt langwieriger Diskussionen, bis das entsprechende Gesetz am 5. April 1936 vom Volke angenommen wurde. Noch während der Amtszeit des Verewigten musste als Beitrag zu einem allgemeinen Arbeitsbeschaffungsprogramm ein 4. Strassenausbauprogramm vorbereitet werden, das am 29. Mai 1941 vom Grossen Rat verabschiedet wurde. Fürwahr: Die Verantwortlichen mussten sich im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit nicht über Arbeitslosigkeit beklagen!

Ein grosses Anliegen für Regierungsrat Capaul war ebenfalls der Kampf gegen die zerstörerische Kraft der Naturgewalten, vorab der Wildbäche. Als Lugnezer kannte er aus eigener Anschauung die Gefahr, die mit diesen verbunden war. In enger Verbindung mit dem damaligen Vorsteher des Eidgenössischen Departementes des Innern, Herrn Bundesrat Etter sel., unternahm er den Versuch, die berüchtigten Wildbäche Glenner, Nolla und Schraubach durch Entwässerungen und Verbauungen zu zähmen. Dank der grosszügigen finanziellen Unterstützung des Bundes gelang es, dieses Ziel teilweise zu erreichen. Es bleibt indessen eine dauernde Aufgabe der Gebirgsbevölkerung und der Miteidgenossen, den Kampf gegen die entfesselten Naturgewalten unentwegt und mit grossem Einsatz fortzuführen. Nicht zuletzt aus dieser Erkenntnis war Gion Bistgaun Capaul ein überzeugter Anhänger des 1918 gegründeten Rheinverbandes, der gerade auf diesem Gebiet fördernd und koordinierend tätig war. Als Nachfolger des St. Galler Bundesrates Kobelt präsidierte er denn auch 1941–1948 diesen Verband.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges musste unser Land sehr rasch die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland, insbesondere auf dem Sektor der Treibstoffversorgung, spüren. In dieser Lage rückte die Bedeutung des Brennholzes und der Waldungen überhaupt in den Vordergrund. Es darf als glückliche Fügung bezeichnet werden, dass die Studien für die Holzverzuckerung, nicht zuletzt dank dem Fachwissen und der Energie von Dr. Werner Oswald sel., in dieser äusserst kritischen Zeit sehr weit gediehen waren. Beim damaligen Vorsteher des Bau- und Forstdepartementes fand er denn auch sehr viel Verständnis und Unterstützung, so dass die Belieferung des 1941 in Rekordzeit erstellten Holzverzuckerungswerkes mit dem nötigen Rohstoff dank umsichtiger Vorbereitung gesichert war. Damit konnte die «Hovag» unserem Lande in kritischer Zeit erfolgreich dienen. Regierungsrat Capaul war auch in der Folgezeit ein überzeugter Fürsprecher der Emser Werke, die bekanntlich sich zum grössten Industrieunternehmen unseres Kantons entwickelte. Als langjähriges Mitglied des Verwaltungsrates und Förderer der Erstellung von eigenen Elektrizitätswerken für die Versorgung des grossen Chemiewerkes hat er vieles für die Sicherung der Existenz zahlreicher Familien des engeren und weiteren Einzugsgebietes geleistet. Nicht umsonst wurde er mit dem Ehrenpräsidium der Frisal AG geehrt. Dank seinen guten Beziehungen zur Patvag gelang ebenfalls die Erhaltung des Elektrizitätswerkes der Gemeinde Lumbrein, das mit der Zeit auch die Nachbargemeinde Vrin über ein weites Netz mit Energie versorgte. Viele Jahre diente der Verstorbene mit Umsicht der «Ovra Electrica Lumbrein» als Präsident und freute sich mit vielen Mitbürgern über die nunmehr beinahe abgeschlossenen Erweiterungsarbeiten für dieses mit seiner Mitwirkung bereits 1918 erstellte gemeindeeigene Werk.

Mit seinem auf Ende 1941 erfolgten Ausscheiden aus dem Kleinen Rat begann für den erst 50jährigen Capaul eine neue vielseitige Tätigkeit. So gehörte er

während vieler Jahre als angesehenes Mitglied dem Verwaltungsrat und dem Direktorium der Graubündner Kantonalbank an. Ein besonderes Anliegen war ihm ferner die richterliche Tätigkeit, die er als Präsident des Bezirksgerichtes Glenner von 1943–1969 ausübte. Mit grossem Eifer und mit umfassender Sachkenntnis besorgte er die «Cronica economica» für die rätoromanischen Radiohörer, weshalb die Zuerkennung des «Premi radio» durch die «Cumünanza Radio Rumantsch» durchaus begründet war. Bei der 600-Jahr-Feier der Schlacht bei Porclas in Erinnerung an die tapferen Lugnezerinnen und an den Freihzeitskampf des Lugnezes führte a. Regierungsrat Capaul den Vorsitz des Organisationskomitees. Wenn diese Jahrhundertfeier mit der Aufführung des «Festival da Porclas» von Toni Halter zu einem vielbeachteten patriotischen Fest wurde, so hat der Verstorbene dafür bestimmt bleibende Verdienste. Verdienstvoll gestaltete sich ferner seine Tätigkeit als Mitglied und Präsident der Verwaltungskommission der katholischen Landeskirche von Graubünden.

Es wäre ein unverzeihlicher Fehler des Verfassers dieses Nachrufes, wenn er es unterlassen würde, die Fürsorge von alt Regierungsrat für seine mit 9 Kindern gesegnete Familie zu erwähnen. Nach dem allzu frühen Hinschied seiner lieben Gattin Onna Barla, geb. Casaulta, liess er trotz seiner äusserst umfangreichen Tätigkeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet seiner Familie beispielhafte Liebe zuteil werden. Wohl traf ihn der Verlust einer jungen Tochter und eines Sohnes, der gerade das Diplom eines Forstingenieurs an der ETH erlangt hatte, sehr schwer. Doch trug er diese herben Schicksalsschläge mit bewundernswerter Gottergebenheit. So kommt es auch nicht von ungefähr, dass er die letzten teilweise von Krankheit erfüllten Lebensjahre gut umsorgt von seinen Töchtern in seinem prächtigen Heim in Lumbrein zubringen konnte.

Mit seinen Nachkommen wünschen ihm Freunde und Kollegen nun die ewige Ruhe und danken ihm übers Grab für seinen unermüdlichen Einsatz für Land und Volk. R. I. P.

Giachen Giusep Casaulta

Dr. sc. techn. Christian Auer

Kurz vor der Erfüllung seines 63. Altersjahres verschied am 16. Oktober 1979 nach schwerer Krankheit Forstingenieur Dr. *Christian Auer*. Mitten aus einem ausgefüllten, arbeitsreichen Leben hat ihn ein früher Tod dahingerafft.

Christian Auer wuchs in Fideris zusammen mit 4 Geschwistern auf. In Schiers besuchte er die Evangelische Mittelschule, um anschliessend das Studium als Forstingenieur an der ETH zu ergreifen, wo er auch nach zweijähriger Assistenzzeit im Institut für Waldbau mit einer Arbeit über die Verjüngung der Lärche im Arvenlärchenwald des Oberengadins im Jahre 1947 zum Doktor der technischen Wissenschaften promovierte.

Am 1. April 1945 trat Christian Auer die neugeschaffene Stelle eines wissenschaftlichen Assistenten beim Kantonsforstinspektorat Graubünden an. Seine Hauptaufgabe, die ihm vom damaligen Forstinspektor J. B. Bavier übertragen wurde, war die Übermittlung neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse an die Praxis durch Vorträge, Wegleitungen, Kurse und persönliche Beratungen. Bei den Untersuchungen der Eidg. Anstalt für das forstliche Versuchswesen (EAFV) über die forstliche Arbeitstechnik wirkte er in wesentlichem Masse mit und ergänzte diese durch eigene Forschungen. Als Lehrer in den damaligen Forstkursen sowie als Leiter und Instruktor in Holzhauerkursen der Selva war Christian Auer massgeblich an der Ausbildung der Förster und Waldarbeiter beteiligt. Diese ihm übertragenen Arbeiten gaben ihm eine tiefe Befriedigung und er erfüllte sie voll und ganz. Zeitlebens fühlte er sich der Aufgabe verpflichtet, wissenschaftliche Erkenntnisse der praktischen Anwendung zugänglich zu machen. Wissenschaftliche Forschung um ihrer selbst willen, als Selbstzweck, lehnte er entschieden ab.

Während der Zeit als wissenschaftlicher Assistent hat Christian Auer die Forschung über das Vorkommen des Lärchenwicklers und die durch ihn verursachten Schäden im Engadin aufgenommen. Sie wurde seine eigentliche Lebensaufgabe. Es war bald ersichtlich, dass der Kanton Graubünden dieses umfangreiche und komplexe Vorhaben nicht aus eigener Kraft durchzuführen vermochte, weshalb vorerst die Arbeiten mit Hilfe der EAFV und später zusammen mit dem entomologischen Institut an der ETH weitergeführt wurden. Als der Schweiz. Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der in den Jahren 1960 bis 1975 die Hauptkosten der Forschungsarbeiten getragen hatte, zufolge fehlender Mittel seine finanzielle Mithilfe drastisch kürzte, sah sich Christian Auer plötzlich vor die Situation gestellt, entweder die gesamte Forschungstätigkeit, die nun ins Stadium der praktischen Anwendung gelangen sollte, im Sande verlaufen zu lassen oder neue Geldgeber aufzutreiben. Mit der ihm eigenen Energie und Tatkraft setzte er sich vehement für die Weiterführung des Lärchenwicklerprogramms ein, für ein Forschungsprogramm, das sich mittlerweile auf den gesamten Alpenraum und der damit verbundenen internationalen Zusammenarbeit ausgedehnt hatte. Zudem traten seit mehreren Jahren an den Lärchen im Oberengadin in zunehmendem Masse besonders starke Dauerschäden auf, die bis zum Totalschaden, dem Tod des Baumes, führten. Es bestand für ihn kein Zweifel, dass der Lärchenwickler das natürliche Ausscheiden der Lärche aus den Zukunftsbeständen stark beschleunigte. Es gelang Christian Auer denn auch, den

Kanton und die betroffenen Gemeinden zur übergangsweisen Finanzierung der weitern Arbeiten zu bewegen, wobei er selbst ganz wesentliche eigene Mittel darin investierte. Es gelang ihm des weitern auch, das Bundesamt für Forstwesen und die EAFV für die Durchführung eines Abklärungsprojektes über die Lärchenwicklerbekämpfung und die Erhebung der forstlichen Lärchenwicklerschäden zu gewinnen. Damit sollten nun die in jahrelangen, minutiösen Forschungsarbeiten gewonnenen Erkenntnisse in der praktischen Anwendung getestet und vervollkommnet werden.

Insbesondere ging es bei diesem Projekt um einen Grossversuch zur Lärchenwicklerbekämpfung auf mikrobiologischer Basis und die Erhebung der forstlichen Schäden in den Lärchenbeständen des Oberengadins nach der Massenvermehrung des Lärchenwicklers in den Jahren 1972–1974. Christian Auer sollte die Ausführung dieses, seines Projektes nicht mehr erleben. Mitten in den Vorbereitungen warf ihn die tückische Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte, auf das Krankenlager. Bis an seinen Lebensabend, während mehr als 30 Jahren, hat der Verstorbene mit vollem persönlichem Einsatz an diesem Forschungsprojekt gearbeitet und ihm wertvolle Impulse verliehen.

Seinem ernsten Anliegen der praktischen Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse kam auch seine Berufung als *Redaktor* der 1948 gegründeten forstlichen Fachzeitschrift «Bündnerwald» entgegen, deren Schriftleitung Christian Auer während 15 Jahren inne hatte. In dieser Zeit verhalf er dieser Zeitschrift aus bescheidenen Anfängen zu einem angesehenen Platz im forstlichen Blätterwald. Er strebte danach, sie nicht nur als Fachorgan zu gestalten, sondern zur Stimme der bündnerischen Forstpolitik auszubauen. Liest man heute die von ihm teils mit spitzer Feder verfassten Aufsätze, wird man gewahr, wie entschieden sich Christian Auer eh und je gegen immer ausgeprägter werdende Tendenzen zur Zentralisation und gegen Einengung eigener persönlicher Verantwortung im Forstwesen zur Wehr gesetzt hat.

Im Jahre 1952 wurde die Stelle des wissenschaftlichen Assistenten aufgehoben, worauf sich Christian Auer bis Ende 1957 als Forsteinrichter betätigte. Die rein planerische Arbeit der Forsteinrichtung vermochte ihn, den unermüdlich Tätigen und auf praktische Realisierung forstlichen Gedankengutes hin Arbeitenden, auf die Dauer nicht zu befriedigen. Er quittierte deshalb den Dienst beim Kanton und etablierte sich als freierwerbender Forstingenieur. Es war dies nicht ein Sichabwenden vom Forstberuf, vielmehr wollte er dabei sein und dabei bleiben, allerdings in freier Form. Es war seine Überzeugung, dass der freierwerbende Forstingenieur eine Strukturlücke in der Forstorganisation auszufüllen habe. Es schien dies aber nicht erwünscht zu sein, denn nur in ganz bescheidenem Masse wurden Christian Auer forstliche Arbeiten übertragen. Er sah sich einer staatlichen Berufshierarchie gegenüber, welche der Tätigkeit des freierwerbenden Forstingenieurs misstrauisch und ablehnend gegenüberstand.

Christian Auer hat sich unablässig und energisch für die Belange des freiberuflichen Forstingenieurs eingesetzt. Stets war ihm auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit der verschiedenen Ingenieur-Richtungen ein ernstes Anliegen. In den 6 Jahren, während welcher er Präsident des Bündnerischen Ingenieur- und Architektenvereins war, versuchte er den gegenseitigen Kontakt und das menschlich-fachliche Anhören und Verstehen zwischen den Ingenieuren aller Spezialrichtungen mit seiner ganzen Kraft zu fördern.

Während gut 20 Jahren hat Christian Auer sein Ingenieurbüro geleitet. Weil ihm die aktive Mitarbeit im Forstwesen weitgehend versagt blieb, wendete er sich insbesondere dem Wildbachverbau zu. Er bediente sich dabei vielfach unkonventioneller Methoden, die seinem Einfallsreichtum entsprangen, die er entwickelte und durchsetzte, für die er aber auch die Verantwortung vollumfänglich zu tragen bereit war. Beim Verbau der Maira, des Fexbaches, des Schraubaches und des Arieschbaches zeigte er sein Können.

Seitens der FAO wurde er verschiedentlich mit Expertisen über die Nutzbarmachung der Urwälder in Pakistan, Madagaskar, Kamerun und Benin betraut. In Beruf und Militär war er seinen Mitarbeitern und Untergebenen ein korrekter, aber auch ein verständnisvoller und beliebter Vorgesetzter. Er brachte ihnen jene menschlich-grosszügige Haltung entgegen, die den wahren Chef auszeichnet.

Lebensanschaulich war Christian Auer dem freisinnig-liberalen Gedankengut verpflichtet. Er war überzeugter Föderalist und energischer Verfechter einer ungeschmälerten Gemeindeautonomie. Kompromisslose Ehrlichkeit und eine leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf und einen freiheitlich-liberalen Staat prägten seinen Charakter. Zu seiner Lebensanschauung und zu seinen Freunden stand Christian Auer vorbehaltlos und vollumfänglich. Während einiger Jahre war Christian Auer Präsident der freisinning-demokratischen Stadtpartei Chur und gehörte in dieser Eigenschaft auch der kantonalen Parteileitung an.

Im Jahre 1943 verheiratete sich Christian Auer mit Lisel Schmitz. Der Ehe entsprossen 5 Kinder, 3 Knaben und 2 Mädchen. Im Kreise seiner Familie fühlte er sich glücklich und fand er seine Erfüllung. Lisel Auer war ihrem Gatten im Leben und im Beruf eine treue, umsorgende Weggefährtin. Auch die letzten harten und schweren Wochen seines Lebens hat sie aufopfernd mittragen helfen.

Gaudenz Bavier

Paula Jörger

Im ganzen Kanton und darüber hinaus kannte man Fräulein Paula Jörger. Ihr, der treuen Valserin, läuteten am 7. Januar die Glocken der Heimat zur Bestattung im Familiengrab. Ein Schlagfluss hatte ihrem Leben ein jähes Ende gesetzt. Geboren wurde sie am 24. April 1898 als viertes Kind des Direktors Dr. J. J. Jörger-Hubert in der Heilanstalt Waldhaus in Masans. Dort wuchs sie auf im Kreise ihrer Geschwister, zweier Brüder und einer Schwester. Und dort pflegte wohl schon das Kind Umgang mit Geisteskranken, die es als Mitmenschen anzunehmen lernte, vielleicht gar unter ihnen einmal einen Spielgefährten oder wohlwollenden Beschützer fand. Mitten unter ihnen sah es den verehrten Vater in seinem Bemühen, diesen Menschen zu helfen. Die Ferien aber verbrachte die Familie im heimatlichen Vals, dem sich Fräulein Jörger lebenslang verbunden fühlte und wo auch ihr Haus «Zur Heimat» stand.

Im Herbst 1912 traten drei Mädchen in die Seminarklasse IIIb ein, darunter ein lebhaftes, graziles Wesen, Paula Jörger. Sie war die Jüngste in der Klasse, schrieb gute Aufsätze und konnte sehr schön singen. Eigentlich hätte sie gerne Medizin studiert. Aber der Vater riet ihr ab. So begann sie nach dem Seminar, das sie 1916 mit dem Lehrerpatent verliess, germanistische Studien bei Professor Bachmann in Zürich, dem Freund des Vaters. Dieser Altmeister der Germanistik wollte sie ganz für sein Fach gewinnen. Aber nach drei Semestern wechselte sie nach Freiburg und studierte Naturwissenschaften. Mit dem Sekundarlehrerpatent schloss sie ab.

Über die folgenden zehn Jahre schreibt sie in einem Klassenheft, das sie 1926 auf die Reise zu den Klassengenossen schickte und mit viel Tatkraft und Ausdauer in fast drei Jahren über die Runde brachte mit einem Beitrag von jedem Klassenkameraden, sie habe nach Freiburg fast alles Studierte dem Vergessen anheim gestellt, und sie gedenke, in Zukunft den Beruf nur im Notfall vom Nagel zu hängen. Sie habe seit 1921 Reisen in die Fremde und Wanderungen in der Heimat gemacht. «Doch nicht, als ob nur Reisen und Wandern meine Arbeit wäre! Den gewöhnlichen Teil des Jahres hantiere ich fleissig mit Nähnadel, Kochkelle und Besen, musiziere, spiele Theater, bin alten Trachten und Bräuchen zugetan – dem Festzug von Truns (1924) habe ich ein halbes Jahr grössten Fleiss gewidmet – und neuestens werde ich mich mit der Kunst der Handweberei vertraut machen. Sie sehen, ich habe immer furchtbar viel zu tun von allem Möglichen, dafür aber auch keine Zeit zu Langeweile. – Vor lauter Arbeit bin ich auch immer noch ledig geblieben – der beste Beweis, dass man nur heiratet, weil man's langweilig hat! Das kann doch keineswegs vom Guten sein!»

Fräulein Jörger hatte ein besonders gutes Verhältnis zu ihrem zwölf Jahre älteren Bruder Johann. Zu ihm schaute sie auf. Und er, der Mediziner, der Forscher, der Kunstverständige, der Mann, der später im kulturellen Leben des Kantons Graubünden im Mittelpunkt stand, nahm sie an und liess sie teilhaben an seinem kulturellen Schaffen.

Viele Anregungen gingen auch aus von ihrem Vater, dem sie sehr nahe stand und dessen Spuren sie später auf sozialem, volkskundlichem und sprachlichem Gebiet folgte. Ihm schrieb sie auch zweimal eine Biographie.

Das geschwisterliche Zugetansein bewog die beiden Schwestern und den ledigen Bruder Johann, nachdem dieser 1930 Nachfolger des Vaters in der Leitung der Heilanstalt Waldhaus geworden war, zum Bau des gemeinsamen Hauses «Im Töbeli». Die Schwester Julia förderte in ihrer mütterlichen Art die Arbeit der Geschwister und betreute sie. Des Bruders vorzeitige Pensionierung 1946 durch widrige Umstände – Dr. J. B. Jörger war keine Kämpfernatur und konnte sich nicht wehren – war ein schwerer Schlag für die drei Geschwister, und Fräulein Jörger blieb lebenslang das bittere Gefühl erlittenen Unrechtes. Der Bruder wurde dann Interimsleiter der Irrenanstalt St. Pirminsberg des Kantons St. Gallen, und die Schwestern begleiteten ihn dorthin. 1950 zogen sich die Geschwister endgültig ins «Töbeli» zurück. 1954 wurde die Idylle im «Töbeli» gestört durch Zirkulationsstörungen des Bruders, der von da an bis zu seinem Tode 1957 der schwesterlichen Pflege bedurfte.

Die letzten Jahrzehnte verbrachte Fräulein Jörger zusammen mit ihrer gütigen Schwester Julia in eifriger Tätigkeit für die Anliegen der Frau und des Walsertums und der Betreuung des Gartens mit den vom Bruder übernommenen botanischen Seltenheiten, wenn es auch langsam stiller wurde um sie. Die Folgen eines früheren Unfalles machten sie im letzten Lebensjahr gehbehindert. Sie trug es mit Ergebung.

«Helfen ist die Gabe der Frau», schrieb Fräulein Jörger in einem Artikel über Graubündens Frauenorganisationen. Helfen sah sie als Kind schon den Vater und später auch den Bruder als Ärzte. Sie fand ihren Weg dazu über die Arbeit in den bündnerischen Frauenorganisationen. Dabei ist es bezeichnend für sie als gute Katholikin, dass sie ökumenisch wirken wollte. Als die ökumenische Haltung von Papst Johannes dem XXIII. in beiden Konfessionen ein befreiendes Aufatmen auslöste, entsprach das ganz der Einstellung der Schwestern Jörger, die bei den «Jungen Bündnerinnen» in diesem Sinne tätig waren. Die Frauen sollten verantwortungsbewusst am öffentlichen Leben teilnehmen, die Muttersprache und die eigene Kultur erhalten und weitergeben. 1924 bereitete Fräulein Paula Jörger mit ihrem Bruder den Trachtenumzug der jungen Bündnerinnen für die Jahrhundertfeier in Truns vor, und nachher leitete sie die Trachtenstelle in Chur. «Sicherer Geschmack und geschichtliches Interesse führten Fräu-

lein Jörger zu richtigen Entscheiden», schreibt Fräulein Keller als Leiterin der Frauenschule dazu.

Getragen von der Sorge um den Bergbauernstand leitete sie in abgelegenen Talschaften Webkurse. Diese sollten Verdienstmöglichkeiten schaffen und den Sinn wecken für das Gute, die Freude am Selbsterarbeiteten, Stolz auf die eigene Kultur mit ihren schönen Vorbildern vergangener Zeiten. Aus solchen Bestrebungen entstand das Bündner Heimatwerk, das die Geschwister Jörger eifrig förderten. Fräulein Paula war Vorstandsmitglied bis 1974.

Ihre Bemühungen um die Ausbildung der Bündner Mädchen brachten sie in rege Beziehungen mit der Bündner Frauenschule und ihren Leiterinnen - Fräulein Zulauf und später Fräulein Keller – u. a. auch als Mitglied der Schulkommission, wo sie die Arbeit ihrer Mutter fortsetzen konnte. Im Bündner Jahrbuch von 1964 warb sie eindringlich für einen Neubau der Frauenschule, den der Volksentscheid erst 1980 nach ihrem Tode guthiess.

In den Vordergrund trat Fräulein Jörger erst 1939. Als das Gewitter des Zweiten Weltkrieges sich zusammenbraute, gründete sie zusammen mit Frau Lardelli-Breuer und Fräulein Christine Zulauf, alle drei besonders tätig bei den «Jungen Bündnerinnen», die Frauenzentrale Graubünden. Sie wurde erste Präsidentin. Frau Pajarola widmet ihr zum 70. Geburtstag u. a. folgende Sätze: «Während 25 Jahren setzte sie Kraft und Zeit ein, dieser Gemeinschaft zu dienen. Im Herbst 1939 stand, dank der FZ Gr, als erster ziviler FHD derjenige Graubündens im Einsatz. 1940 wirkte die FZ Gr mit am Aufbau des militärischen FHD. Als Dienstchef im Stab der Ter Zone 3 leistete Fräulein Jörger ihren Dienst bis 1953.» – Namens der FZ Gr rief sie die Frauen auf zum Durchhalten im Sinne der geistigen Landesverteidigung, und sie sammelte sie im Auftrag der Sektion Heer und Haus zu Aufklärungskursen, «und diese sofortige Bereitschaft bewährte sich und hielt durch während des ganzen Krieges».

Nach dem Krieg mühte sich Fräulein Jörger um soziale Aufgaben, aber auch um die Aktivierung der Frau im öffentlichen Leben, z. B. um die Mitarbeit einer Frau in gewissen Behörden und in der Aufsicht kantonaler Anstalten, um die Schaffung einer Mädchenschule in Chur, um Fürsorgeeinrichtungen, um das Stimmrecht der Frau in mancher zunächst erfolglosen Eingabe. Und wo Frauenfragen auf Beantwortung warteten, bat man Fräulein Jörger zum Vortrag. Oder man lud sie auch ein zu einem Artikel, z. B. «Die Churer Frau» im Churer Stadtbuch 1970. 1962 organisierte und leitete sie die Delegiertenversammlung des Bundes «Schweizer Frauen» mit 300 Teilnehmerinnen auf Bündnerboden. Im gleichen Jahr konnte sie in einem Aufsatz in der «Terra Grischuna» über Graubündens Frauenorganisationen befriedigt feststellen: «Der Arbeitsausschuss der FZ Gr darf sich heute freuen, in 23 Jahren eifrigen Bemühens die Wertschätzung der Bündner Frauen und die Anerkennung und Unterstützung der Behörden und einer weitern Öffentlichkeit gewonnen zu haben.»

Väterlichen Spuren folgte sie in ihrem Aufsatz: «Fahrendes Volk in Graubünden», wo sie mit gütigem Verstehen hinwies auf «tiefernste Einzelschicksale, die die Schuld der Väter schleppen, diese unheilvoll häufen und ihren Kindern weitergeben», und sie freute sich mit dem Pro Juventute-Berichterstatter: «Wir haben während 20 Jahren nicht umsonst gearbeitet.»

Wie der Vater bekannte sie sich immer zur Valser Heimat, deren Mundart sie vollkommen beherrschte. Mit dem Bruder zusammen war sie Initiantin für das Valser Heimatmuseum (Gandahaus). Nur schwer konnte sie sich mit der Überflutung von Vals durch den Tourismus abfinden.

Mit besonderer Liebe und Sorgfalt erweiterte sie des Vaters Monographie «Bei den Walsern des Valsertales» 1947 in zweiter, 1977 in dritter Auflage auf den heutigen Stand und schuf so ein wertvolles und – wie die Auflagen zeigen – auch gelesenes Heimatbuch und gleichzeitig ein Dokument des Walsertums. Des Vaters Buch «Urchigi Lüt», das Professor Bachmann zum besten zu gehören scheint, was die reiche schweizerdeutsche Mundartliteratur aufzuweisen hat, setzte sie für die zweite Auflage, herausgegeben von der Walservereinigung Graubünden, mit viel Fleiss in lautgetreue Dialektschrift um.

Sie zeichnete Gestalten und Verhältnisse der Heimat, z. B. das harte Leben der «Valser Bergträger», deren Los nach Dr. J. J. Jörger gewöhnlich Erblindung im Alter war, oder in den «Schwabengängern» die Einfachheit und Genügsamkeit, um nicht zu sagen die Not der Kinder früherer Zeiten. Sie setzte in einem Radiovortrag der überfluteten Walsersiedlung Zervreila ihrem Zervreila ein Denkmal, erforschte die Geschichte der für ihre Landsleute so wichtigen Alpen. Sie gab in der «Terra Grischuna» 1969 einen Überblick über Walserdeutsches Schrifttum, und oft wurde sie eingeladen zu Vorlesungen aus eigenen oder des Vaters Schriften.

Als 1960 aus Initiative von Herrn Professor Plattner die «Walservereinigung Graubünden» gegründet wurde, war Fräulein Jörger mit dabei. Sie wurde die sehr aktive Aktuarin der Pionierzeit des Vorstandes und eine wichtige Mitarbeiterin bei der Herausgabe des Buches «Walservolch», das sie auch mit eigenen Beiträgen bereicherte.

Es war Fräulein Jörger vergönnt, ein vielfältiges, reiches Leben zu erfüllen. Sie sagte ja zum Leben, auch zu den Schicksalsschlägen. Hinter ihrem lebhaften, spontanen Wesen barg sie menschliche Güte und Wärme, überstrahlt von gütigem Humor, und stets gegenwärtiges Verantwortungsgefühl.

Fräulein Keller stellt rückblickend fest: «Je mehr man sich in das Wirken der Verstorbenen vertieft, desto mehr verehrt man sie.» Und Frau Doris Pajarola schreibt in ihrem Nachruf: «Ihren Verzicht auf das Medizinstudium ihrem verehrten Vater zulieb hat sie bis in die letzte Zeit ihres Lebens nicht vergessen, und sie hat sich immer wieder gefragt, ob sie wohl damals den rechten Weg einschlug, als sie verzichtete. Für uns und unsere Anliegen als Frauen hat Fräulein Jörger gewiss richtig entschieden.» Und wir Männer brüsten uns, dass wir diese Frau schon zu ihren Lebzeiten ernst nahmen, und wir können angesichts ihres Lebenswerkes mit Dr. F. Wartenweiler respektvoll sagen: «Habt Dank, ihr Frauen!»

Hans Bandli

Dr. med. Victor Haemmerli

Das Heimatgefühl, welches uns mit einer Landschaft, mehr noch mit einer Dorf- oder Stadtgemeinde verbindet und unser Erinnerungsbild oft für das ganze Leben zu prägen vermag, wird weitgehend von Menschen mitbestimmt, denen wir darin begegneten und deren Ausstrahlung wir mitempfinden. Ihr Heimgang bedeutet uns, selbst wenn wir ihnen nicht näher standen, einen schmerzlichen Verlust.

«Er wird uns fehlen», hörte man denn auch von vielen mit Bedauern sagen, als sich am 26. März 1980 in Chur die Kunde vom plötzlichen Tod von Dr. med. Victor Haemmerli verbreitete. Als der am 24. November 1895 in Lenzburg geborene Augenarzt im Herbst 1925 als Nachfolger des kurz zuvor tödlich verunglückten Dr. Grob seine Privatpraxis in Chur eröffnete und gleichzeitig die Augenabteilung am Kreuzspital übernahm, war er hier ein Unbekannter, ein Mann, der sich sein berufliches Ansehen wie seine gesellschaftliche Stellung erst erarbeiten musste. Seine Jugendzeit hatte Victor Haemmerli in seiner Heimatstadt als Sohn des Waffenfabrikanten Karl Johann Haemmerli und der Ottilie, geborene Eichenberger von Burg (Aargau), zusammen mit 6 Brüdern verlebt. Aus seinen Aufzeichnungen, die er mit 80 Jahren für seine Kinder niederschrieb, klingt die Freude mit ob der glücklichen Jahre. Sie waren geprägt von heiterem Familiensinn, gelenkt von einem auf Zucht und Ordnung bedachten Vater und einer Mutter, die ihre Söhne zu sinnvoller Beschäftigung, zu freudiger Mitarbeit in Haus und Garten anzuhalten verstand. Grosse Sorge bereitete den Eltern die eher kränkliche Konstitution des jungen Victor, die sich eigentlich erst besserte, als er in die Evangelische Mittelschule in Schiers eintrat. Direktor Zimmerli verstand es auch, den verträumten, sehr naturverbundenen Jungen zu guten, seinen Talenten entsprechenden Leistungen anzuspornen. Er blieb dieser Schule Zeit seines Lebens dankbar und wirkte, in Graubünden niedergelassen, viele Jahre als Vorstandsmitglied des Anstaltsvereins mit.

Im Frühjahr 1916 begann der junge Lenzburger das Studium der Medizin in Genf. Es folgten im Herbst 1917 die Immatrikulation an der Universität Zürich und nach intensivem Studium im Jahre 1921 das Staatsexamen. Unterbrochen wurde diese Studienzeit lediglich durch ein Sommersemester in Paris. Dort fand er neben den medizinischen Vorlesungen Zeit genug zum Besuch von Museen, Ausstellungen und von bemerkenswerten baulichen Kunstdenkmälern in der Stadt und ihrer Umgebung. Er verkehrte auch gerne in einem Kreis von jungen Schweizer Malern, von denen er sicher entscheidende Impulse für sein späteres Wirken im Kunstleben empfing.

Der Entschluss zum Studium der Augenheilkunde fiel eigentlich erst nach dem Staatsexamen. Es begann mit einem kurzen Volontariat an der Augenklinik Zürich, an das sich die weitere Ausbildung an der Augenklinik in Luzern unter Prof. Hegner, dann an der Universitätsaugenklinik in Zürich unter den Professoren Hess und Vogt anschloss.

Als gründlich geschulter und bereits erfahrener Ophthalmologe trat Victor Haemmerli, wie erwähnt, im Jahre 1925 in Chur in die Fussstapfen von Dr. Grob. Da es damals neben ihm in ganz Graubünden nur noch zwei Augenärzte, wovon einen in Davos, gab, hatte er von Anfang an alle Hände voll zu tun. Es war ein Glück für ihn, dass seine ebenfalls akademisch gebildete Gattin ihm namentlich in den ersten Jahren tatkräftig beistehen konnte, ein Glück auch, dass er später in Frau Dr. med. Paula Zäch-Christen, der Frau des damals in Chur wirkenden Gymnasiallehrers Alfred Zäch, eine fähige Kollegin fand, die besonders während der Kriegsjahre, wo Dr. Haemmerli als Kompaniearzt viel Militärdienst zu leisten hatte, die Augenleidenden, von Operationen abgesehen, kompetent und erfolgreich betreuen konnte. So wurde denn diese Praxis bald im ganzen Kanton zu einem Begriff; der Ruf Haemmerlis auch als Augenchirurg drang weit über die Kantonsgrenzen hinaus. Sehr viele von ihm beratene und umsorgte Leute gedenken seiner noch heute, mehr als anderthalb Jahrzehnte nach seiner Emeritierung, in Dankbarkeit und Verehrung. Er war populär, ohne es je angestrebt zu haben, populär einfach, weil er dank seines fabelhaften Personengedächtnisses ehemalige Patienten, die ihm nach Jahrzehnten zufällig begegneten, sofort wiedererkannte und über ihr Augenleiden Bescheid wusste. Achtung und Respekt gebietend war stets die aufgeschlossene Art, wie er den Mitmenschen begegnete: einerseits einfühlend und Vertrauen erweckend, dabei aber vornehm Distanz wahrend. Diese Haltung war für ihn auch im vertrauten Freundeskreise charakteristisch, wurde aber nirgends als überheblich empfunden.

In einer Kleinstadt wie Chur können sich kulturelle Institutionen wie Konzertverein und Konzertsaal, Theater, Museen, Kunsthaus und Kunstausstellungen nur dann entfalten, wenn sie unter den Einwohnern eine genügend breite geistige Trägerschaft finden. Zu aktivem Mitmachen fühlte sich auch Familie Haemmerli am Ottoplatz aufgerufen. So sah man denn das Ehepaar Haemmerli-Boveri nicht nur regelmässig im Konzert- und Theatersaal, sondern wusste auch, dass sie dem Konzertverein wiederholt sehr wirksam finanziell unter die Arme gegriffen haben. Der neue Konzertflügel, von dessen klanglichen Vorzügen sich die Churer Musikfreunde am Abend beeindrucken liessen, da der Spender aus dieser Welt schied, möge noch lange die Erinnerung an ihn wachhalten.

Wohl die grösste kulturelle Aktivität entfaltete der durch seinen Beruf ohnehin schon stark beanspruchte Augenarzt im Dienste der bildenden Kunst, insbesondere der Malerei. Seine Verdienste als

Präsident des Bündner Kunstvereins (1933–1951), gleichzeitig Vorsteher der Stiftung Bündner Kunstsammlung, hätte niemand in so kompetenter Weise würdigen können, wie sein intimster Freund, der feinsinnige Maler Leonhard Meisser, der ihm schon 1977 im Tode vorangegangen ist. Er allein hatte Haemmerlis Anteil an der Pflege des Kunstlebens unserer Stadt in den verflossenen 50 Jahren aus nächster Nähe bis ins Einzelne miterlebt. Als Vertreter des Kantons wirkte der anerkannte Kunstsachverständige im Vorstand des Kunstvereins auch nach seinem Rücktritt als Präsident bis vor wenigen Jahren überaus aktiv mit. Gegenüber neuen Kunstrichtungen durchaus aufgeschlossen, war ihm die Förderung junger Talente ein ernstes Anliegen. Er zählte zu den Befürwortern eines neuen Kunsthauses und brachte dem seinerzeit von Bruno Giacometti vorgelegten Projektmodell Sympathie entgegen. Als bleibendes sichtbares Andenken an ihren langjährigen Präsidenten hütet die Bündner Kunstsammlung eine Anzahl Geschenke von ihm, hauptsächlich Lithographien und Zeichnungen verschiedener Künstler.

Die Freude an Blumen und Garten, die er seiner Mutter verdankte und deren Folge auch der Besuch von Vorlesungen über Botanik während seines Genfer Semesters war, hat den Churer Augenarzt nie verlassen. Sein Blumengarten galt bei allen, die ihn betreten durften, als ein Wunder von Harmonie. Sein Stolz, die Rosen, bildeten darin die Konstante; daneben aber blieb Raum in Hülle und Fülle für Variation im Rhythmus der Jahreszeiten und Abwechslung von Jahr zu Jahr. Aus diesem Garten haben viele für ihre eigenen Gärtlein manchen Stock empfangen. Seit seiner Emeritierung vergingen kaum Tage, wo Victor Haemmerli zurückgezogene alte Bekannte daheim und Kranke im Spital nicht mit einem Besuch und einigen Blumen aus seinem Garten vom Gefühl der Vereinsamung zu befreien versucht hätte.

Zahlreiche Wanderungen und Spaziergänge in der Umgebung von Chur, mit Vorliebe auch in der unvergleichlich malerischen Landschaft um Tamins, Reichenau, Domat/Ems, stets in Begleitung seiner Frau oder von Freunden, vermittelten ihm eine intime Kenntnis dieses Stückes Erde. Es bereitete ihm Vergnügen, auf diesen Wanderungen Blumensamen aus seinem Garten an geeigneter Stelle auszustreuen und war dann gespannt zu sehen, ob aus diesem gärtnerischen Spiel etwas werden möge. Aber auch der tiefe Ernst, der seinem, wie er selber sagte, zum Grübeln neigenden Wesen entstammte, begleitete ihn auf seinen Wanderungen. Da nahmen denn Gedanken über Umweltzerstörung, über das Weltgeschehen, über den Sinn des Lebens und seiner Hinfälligkeit lebendige Gestalt an.

Am 26. März hatte er den Weg zum Garten des befreundeten Maler-Ehepaars Meisser genommen, um dort einen passenden Standort für die von ihm gezüchteten Lilien zu suchen, die er Anny Meisser-Vonzun zu ihrem 70. Geburtstag pflanzen wollte. In diesem Garten am Prasserieweg, dessen Gestaltung er von Anfang an mit soviel Anteilnahme verfolgt hatte, verschied er plötzlich und lautlos. Er war schon lange auf diesen Augenblick vorbereitet; es war ein sanfter, seliger Tod.

Andrea Schorta